

# Aus jenen Tagen...

Autor(en): **Portmann, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **30 (1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567338>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus jenen Tagen . . .

Dem Leben nacherzählt von Rolf Portmann

Es war auf einer abendlichen Herrengesellschaft bei Dr. L. in Dortmund, als das Gespräch sich einem Thema zuwandte, das man sonst gern mit Stillschweigen übergeht. — Ich weiss heute nicht mehr, was den Anlass dazu gab.

Fabrikant M. aus Recklinghausen machte den Anfang. Er tat einen langen Zug aus seinem funkelnden Römer, wischte sich mit Umständlichkeit das gepflegte Bärtchen und begann zu erzählen:

«Tja — ich habe da auch mal eine solch merkwürdige Geschichte erlebt . . . Es war in Russland. Wir hatten einen Oberstabsarzt — wir mochten ihn alle sehr gern. Auch die russische Bevölkerung fasste Vertrauen zu ihm. Bald kamen Männlein und Weiblein von nah und fern, wenn ihr Körper eine Reparatur nötig hatte. Er war ein guter Mensch . . . Da, eines Morgens erreichte uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, dass Oberstabsarzt Dr. Karl W. sich erschossen hatte.

Warum?

Auch das wurde uns gesagt. — Er sei ein Hundertfünfundsiebziger gewesen und habe sich an einem minderjährigen Soldaten vergriffen.

Wir aber, die wir ihn kannten, wussten, dass das mit dem »Vergreifen« ein dummes Geschwätz war. Wir wussten, dass er dem Jungen, den er sehr geliebt hatte, ein guter Kamerad und Freund gewesen war. — Wir kannten den Schwätzer und Verräter, der unseren Oberstabsarzt in den Tod getrieben hatte. Es war ein Leutnant, dem Dr. W. kurze Zeit vorher mit seiner ärztlichen Kunst das Leben gerettet hatte . . .»

Nach beklemmender Stille räusperte sich Buchhändler A. aus Witten, strich bedächtig die Asche von seiner dicken Zigarre und führte das Gespräch fort:

«Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, wurde ich in einem Internat in Ostpreussen erzogen. Es lag in der Nähe der alten Stadt P. und war von herrlichen Wäldern und stillen Seen umgeben . . .

Ich erinnere mich gern an jene Zeit, obwohl das Internatsleben streng war; doch wurde jeder Zögling gerecht behandelt, und so fühlten wir die Strenge nicht übermässig drückend.

Aber einmal wurden wir alle — Erzieher und Schüler — durch Ereignisse, die für uns Jungen damals undurchschaubar waren, aus dem gewohnten Alltagstrott gebracht. — Ein Erzieher hatte beobachtet, dass zwei unserer Kameraden, die wir als gute Freunde kannten, sich in »unziemlicher Weise« genähert hätten.

Wir wussten nicht recht, was das bedeuten sollte, doch hatten wir das unbestimmte Gefühl, dass es etwas ganz Schlimmes gewesen sein musste. Die beiden Schüler wurden aus der Anstalt verwiesen.

Kurze Zeit darauf erhielten wir die Nachricht — wir raunten sie uns mit bleichen Gesichtern beim Spaziergang im Hofe zu —, dass sich Holger B., der Aeltere, mit dem Revolver seines Vaters, eines Gutsbesitzers, erschossen hatte. Von seinem Freunde Bernd haben wir nie mehr etwas gehört . . .»

Der Buchhändler schwieg, und der Gastgeber, Dr. L., füllte — einersonenes, fast wehmütiges Lächeln in den Mundwinkeln — die tauigen Römer. Man trank sich zu, und Dr. L. sagte, nachdem er sein Glas vorsichtig auf das kleine Tischchen gesetzt hatte, mit leiser Stimme:

«Lassen Sie mich auch eine kleine Geschichte zum Thema erzählen, die sich von den ihren nur dadurch unterscheidet, dass sie — ein Happy-End hat . . .

Ich wurde kurz vor Beginn des letzten Krieges zu einer militärischen Uebung eingezogen. Unsere Kaserne befand sich in Iserlohn, einem reizenden sauerländischen Städtchen.

Wir lagen mit sechs Mann auf der »Bude«. Alt und jung, Akademiker, Handwerker und Arbeiter gaben sich hier ein Stelldichein. Der Dienst war streng und hart, doch fehlte es nicht an frohen Stunden, zumal auf unserer Bude eine feine Kameradschaft herrschte, die sich, wie Sie noch hören werden, in einer heiklen Situation glänzend bewährte.

Ein junger Studienassessor, Wolf N. aus Essen, hatte sich mit dem blonden, hübschen Werftarbeiter Robert L. aus Bremen angefreundet. Zwei Menschen, so gegensätzlich sie auch sein mochten, hatten sich auf unserer Bude in wahrer Freundschaft gefunden.

Wir andern mochten die beiden sehr gern leiden und fanden durchaus nichts dabei, dass sie gelegentlich ihre Zuneigung durch kleine Zärtlichkeiten zur Schau stellten. Doch sprach keiner von uns je darüber, da wir ja wussten, wie unsere Umwelt zu diesen Dingen stand.

Da brachte es ein unglücklicher Zufall mit sich, dass diese Freundschaft von einem Aussenstehenden entdeckt und in böartig-hämischer Weise durch den Schmutz gezogen wurde. Unser Unteroffizier, ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, machte Wolf und Robert auf die Gefahr, in der sie schwebten, aufmerksam und gab ihnen den Rat, ins Ausland zu fliehen.

Die beiden weihten uns in ihre bevorstehenden Fluchtpläne ein und baten uns um Unterstützung, die wir freudig gewährten.

Nun ich will es kurz machen —, die Flucht gelang bei Nacht und Nebel . . .

Nach acht Tagen bekamen wir die Nachricht aus der Schweiz, wo sich ein Onkel von Wolf befand, dass unser Freundespaar gut und heil dort gelandet sei und der Zukunft mit frohem Herzen entgegensehe.

Wir vier, die wir auf unserer Bude übriggeblieben waren, freuten uns sehr über diese Nachricht und liessen den beiden durch einen Mittelsmann einen Brief zukommen, den auch der Unteroffizier unterschrieb, und an dessen Schluss wir die Worte Schillers setzten:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein . . .”»

Mit diesen Worten schloss Dr. L. seinen Bericht, und Prof. H. aus München, der die ganze Zeit sehr gelangweilt zugehört hatte, machte ein sehr säuerliches Gesicht, so als schmecke ihm plötzlich der gute Mosel nicht mehr. Vielleicht aber drückten ihn auch nur seine Hühneraugen . . .